N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

20. Der zweite Brand.

Es war ein bewegtes Treiben in Kannanur ums Neujahr 1855, da Missionsfamilien von nah und fern mit ihren Kindern sich sammelten, um letztere nach Europa zu schicken. Die Frage, wo die Missionskinder erzogen werden sollten, war dahin entschieden worden, daß in Basel selbst ein Kinderhaus sie aufzunehmen habe; ihrer 23 hatten das festgesetzte Alter und sollten nun mit zwei erholungsbedürftigen Missionsfamilien und einer Wittwe sich einschiffen. Am 7. Januar, als eben Hebich seine Predigt geschlossen hatte, kam das bestimmte Schiff von Bombay und Mangalur her angefahren, und am nächsten Morgen setzte sich die junge Schaar mit den Eltern in Bewegung. Natürlich auch Hebich mit seinem Joseph, der ihm die große Bibel und ein Pack Traktate trug. Denn dieses war jener Owen Glendower, den sein alter Freund Pare kommandirte (Miss. Mag. 1868, S. 494), ein Schiff, das jährlich zweimal in Kannanur einen Tag vor Anker lag. Wie einladend für einen Evangelisten! Mit einigen der Kleinen setzte er sich ins Boot und vertrieb ihnen durch Scherze und herzliche Ansprache die Beklommenheit; andere jauchzten hoch, wenn ihr Boot dem des Papa Hebich vorausschoß: „ah", hieß es, „wir gewinnen's ihm ab!" Am Schiff angelangt, hatten sich die Eltern mit der Einrichtung der Kinder zu befassen, etliche auch schon mit Trösten und Thränentrocknen. Hebich aber hatte indessen den Kapitän und seine Mannschaft begrüßt, darunter den einen entschiedenen frommen Matrosen, der noch im Alter auf der See ausharrte, nur um die gäng und gäbe Rede zu widerlegen, als könne man im Vorkastell nicht Gott dienen. Dann giengs in den Salon hinab, wo bald die Passagiere nach einander fest gepackt waren: jener christliche Major, der sich nach wohl verbrachter Dienstzeit ins Privatleben zurückzieht und herzlich Antheil nimmt an jedem Gotteswerk; dann die Erholungsbedürftigen und Kranken; auch der Brigadier von Kannanur selbst, dem die Kanonen des Forts einen Gruß nachsenden, und Leute aus aller Welt. Jedem wird wenigstens etwas

von Jesu gesagt und angepriesen; mit einigen gibts Streit, was zur Belebung des Interesses nicht wenig beiträgt; die Matrosen mittlerweile wundern sich doch, wie ein schwarzer Kerl (Joseph) so frischheraus mit ihnen von Religion zu reden, und die viel geschmähten Traktate passend an den Mann zu bringen vermag. Endlich ist der Anker aufgewunden, der Kapitän gibt Hebich das verabredete Zeichen und die Bibel wird geschlossen; noch verabschiedet er sich geschwind von jedem der Kinder, dankt Gott, daß er für seine Person frei ist wie ein Vogel, und steigt ins letzte Boot, das vom Schiff abstößt. „Der Owen Glendower," schreibt er „ist am 8. von Kannanur abgesegelt; der Herr geleite ihn in Gnaden; Alles gieng sehr schnell und leichter vorüber, als es sich die l. Eltern gedacht haben."

„Bei dem ungeheuer engen Raum auf unserer Station haben wir schon lange das Bedürfniß gefühlt, ein angemessenes Stück Land in der Nähe zu kriegen, um unsern Gemeinegliedern und neu herzukommenden einen passenden Unterhalt zu verschaffen. Wir hoffen auf den Heraustritt weiterer Tijer und haben doch durchaus keinen Platz mehr," schrieb Hebich im September 1854. Mit dem Zuwachs aus den Tijern aber hatte es gute Weile; bedenklich war dagegen die Erscheinung, daß einige der Andscharakandi-Leute nach Kannanur zogen, um sich durch Arbeit auf den Feldern irgend welcher Heiden zu ernähren. Der alte Herr jener Pflanzung starb (5. Januar 1855); wie sie weiter geführt werden würde, war noch nicht abzusehen, aber schon lagen Gründe zur Befürchtung vor, die Gemeinde, die sich dort in den letzten 16 Jahren gesammelt, sei mit Zerstreuung bedroht. So sah sich Hebich veranlaßt, als plötzlich ein Stück unbebauten Landes, eine Stunde von Kannanur an der Kurg-Straße hochgelegen, von der Regierung im Aufstreich verkauft werden sollte, am Tage, da er davon hörte, an sich zu bringen und 340 Rupies dafür zu bieten, um es allmählich mit Hilfe seines Kirchenfonds bepflanzen zu lassen. Für etliche der früheren Sclaven wurden da Hütten gebaut und ein Katechist über sie gesetzt, woraus im Laufe der Zeit die Außenstation Tschowwa entstanden ist. Es war wieder einmal etwas im Sprunge gewagt, denn von der Güte des Landes hatte Hebich sich nicht versichert, noch auch die Eigenthumsrechte eingehend geprüft; die Last der äußern Arbeiten fiel auf seinen l. Diez.

Wie nun Hebich sich auf seine Heidenfeste begab, kam ihm, wie gewöhnlich zu solchen Zeiten, eine höchst unbequeme Bescherung in den Weg. Es liefen so viel Briefe von den french rocks ein, daß er glauben konnte, dort sei alles im besten Gang, wenn auch am Inhalt von Searles ruhmredigen Episteln manches abgezogen wurde. Weitere Offiziere wurden angefaßt, und auch in die Ferne übten die wackern Männer ihre Geisteswirkungen aus.*) Nun deuteten sie aber in zartester Weise an, es gelinge ihnen nicht, Searle ganz nach Wunsch zu beschäftigen; sie wollten was Uebriges thun und ihn etliche Jahre in einer guten Anstalt unterbringen, wo er seinen Kenntnissen eine tüchtigere Grundlage verschaffen könnte ꝛc. Doch erst ein Besuch Möglings, der von Irodu das Neueste, Selbstgesehene und Gehörte herabbrachte (Februar), klärte Hebich völlig auf. Searles Großthun und Hohlheit hatten sich ins Unerträgliche gesteigert: er hielt sich eigentlich für den Pastor der Gemeinde, und machte die höchsten Ansprüche auch auf den Beutel der Freunde. Er konnte lachen über den absurden Gedanken, als ob Hebich sein geistlicher Vater sei, sagte Jedermann, wie schlecht ihn derselbe behandle, indem er ihn auf 20 Rupies des Monats herabdrücken wolle, und verwirrte blos die armen Trommler, die er lehren sollte. Auf solche Nachrichten hin, mußte schnell gehandelt werden. Searles Briefe wurden den Offizieren mitgetheilt und unwahr befunden, daher ihm Hebich vor seinem Abgang nach Taliparambu die Weisung zusandte, Angesichts dieses aufzubrechen und herabzukommen, auch seinem teuflischen

---

*) Hören wir z. B., was Kerr einmal berichtete: „Unser Gott ist wirklich ein gebeterhörender Gott. Meine Großmutter, bereits 99 Jahre alt, ist ein Kindlein geworden, indem ihr durch den Geist gegeben wurde, Jesum als ihre Gerechtigkeit anzunehmen. Meine Schwester schreibt, sie habe ihr einen Brief von mir vorgelesen, und die l. Alte sei dadurch in große Bewegung versetzt worden, so daß sie ausrief: Was soll ich thun? Will mirs niemand zeigen, wie ichs angreifen soll? Ich wünsche, Eines von Euch sagte mirs! Darüber waren nun alle meine Leute sehr verwundert, weil bis dahin die gute Frau immer in eine Art Wuth ausgebrochen war, sobald man ihr etwas von Religion sagte, oder auch nur andeutete, sie könnte einen Heiland brauchen. Sie war gewiß, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht gesündigt habe. Nun sprach meine Schwester mit ihr mehr als einmal. Die Großmutter litt an heftiger Grippe, und lag endlich mehrere Tage lang wie todt da. Da gefiel es Gott, sie leiblich und geistlich neu zu beleben. Sie hat wieder frische Kraft erhalten und setzt ihre einzige Hoffnung in das Blut Jesu Christi. Bei dem HErrn ist doch nichts unmöglich."

Lügen einmal den Abschied zu geben. Während der ersten Festtage unter den heidnischen Haufen (8—10. März) lastete diese ganze Sache schwer auf dem Missionar. „Sie wirkt wie ein Vomitiv, ist immer vor mir.“ Der verzwickte Mensch war jedoch nun auf einmal ernüchtert; voll Scham und Reue beschwor er Hebich, ihn doch nicht zu verstoßen; er reise augenblicklich ab, bereit, sich jeder Strafe zu unterwerfen.

War es vielleicht diese herzbeengende Verhandlung mit seinem einstigen Doppelgänger, die Hebich nun die kühle Besinnung raubte?

Am Schluß des Götzenfestes in Taliparambu nämlich ereignete sich ein sehr ungeschickter Zwischenfall. Ein 12jähriges Tijermädchen, das schon öfters zum Katechisten gekommen war, verlangte durchaus, im Stationsgebäude bleiben zu wollen und wurde zu Hebich gebracht, der, sammt seinem Gefolge, im Reisebangala auf dem Hügel wohnte. Sie klagte, sie werde zu Hause so viel geschlagen, und ihr Vater sei durch Zauberei umgebracht worden. Statt nun die Minderjährige zur Rückkehr ins Haus der Mutter zu bewegen, schickte er nach dem Amtmann, der sich von ihrem Wunsch, Christin zu werden, überzeugte, und weil es spät wurde, sie erst am Morgen nebst ihrer Mutter nochmals vorladen wollte. In der Frühe des 17. März, als Hebich zur Predigt auszuziehen im Begriff war, rückten die Verwandten der Tschijei (so hieß das Mädchen) heran und wurden von ihm freundlich bedeutet, sich erst nach der Predigt einzufinden, da er dann mit ihnen vor dem Amtmann reden wolle. Der bemühte sich erst Nachmittags herauf, und nahm zu Protokoll, wie das Mädchen, unerweicht durch alles Zureden der Mutter, entschieden erklärte, sie wolle nicht zu ihr zurückkehren, sondern bei den Christen bleiben. Die heidnischen Verwandten, erbittert über die lange Zögerung, weigerten sich, das Aufgesetzte zu unterschreiben.

Sobald der Amtmann verschwunden war, sammelte sich eine drohende Masse von Tijern, und ehe die ausgesandten Boten ihn erreichen konnten, stürmten zwei Haufen auf das Bangala zu, schlugen Hebich und seine Leute, wichen aber zurück, als der Beamte sich zeigte. Das Mädchen hatte sich im innersten Zimmer versteckt und lief nun mit Hebich nach dem Amthaus, worauf der tobende Haufe zurückkehrte, die übrigen Christen, welche sich im Reisehaus vorfanden, durchprügelte, einige schwer verwundete, und alles Geräthe

zertrümmerte und raubte, dann aber das Amthaus belagerte (17. März).

Hebich war dermaßen betroffen von dem Vorfall, daß er in der Nacht einen Angriff der Tausende von Festgästen auf das Amt, wo er campirte, erwartete, und nach Tschirakal einen Boten sandte mit der Bitte, militärische Hilfe nachzusuchen. Die Freunde aber, die in Kannanur beriethen, hielten das für so wenig wünschenswerth, daß sie ihm den Rath schickten, sich in der Stille davonzuschleichen. Doch ward das nicht nöthig; er brachte unbeläſtigt noch einen Tag in Taliparambu zu, worauf das Festgetümmel zu Ende gieng. Etliche Tage nachher trat das Mädchen in die Anstalt zu Tschirakal ein, da auch die Oberbehörden nach diesem Sturm für ihre Sicherheit am besten dadurch zu sorgen glaubten, daß sie sie der Mission zusprachen.

Während nun Diez nach Mangalur gereist war, Hebich um der Untersuchung des Auflaufs willen in Talatscheri weilte, wo er sich „ganz miserabel fühlte", brach am 28. März in den Hüttenreihen eines der Regimenter ein verheerendes Feuer aus, dem ein halbes Dutzend von Menschenleben zum Opfer fiel. Eine große Furcht durchdrang die Einwohner von Kannanur, weil sich das Gerücht verbreitete, es seien noch weitere Brandstiftungen beschlossen, die auch in reichlichem Maaße folgten. Am nächsten Abend wurde im Missionsgehöfte gewacht; aber ohne daß eine fremde Person bemerkt worden wäre, flammte plötzlich vor 9 Uhr (29. März 1855) der Strohhaufe auf, an welchem das Feuer im letzten Jahre stillegestanden war, und ein großer Theil der Gebäude verbrannte in kürzester Zeit. Man hatte Hebich gerathen, in dem engen, dicht überbauten Raume das Stroh nicht mehr aufzuspeichern; aber die wunderbare Erfahrung des letzten Jahres ließ es ihm fast als Unglaube erscheinen, damit eine Aenderung vorzunehmen. Die Soldaten (von H. M. 25. und 74. Regiment) retteten mit großer Anstrengung das Wohnhaus, indem sie es — von Funken übersäet — abdeckten, während andere seinen Inhalt im Sturm hinaustrugen und natürlich viel zerstörten. Doch mit dem Wohnhaus war auch die anstoßende Kirche gerettet. Hebichs Schreibtisch wurde von einem befreundeten Soldaten aufgetreten und der Beutel Gelds, der sich vorfand, herausgenommen.

In diesem Augenblick erschien im Hause der arme Searle,

kaum erst von Irodu zurückgekehrt, ohne daß ihn einer der Christen zuvor gesehen hätte. Die ausgestellten Wachen stießen alle Schwarzen ohne Unterschied zurück; Searle aber galt für einen vertrauten Mann: ihm wurde das Geld vom Finder vorgezählt und sammt dem Beutel übergeben. Wie nun Hebich am nächsten Tage angeritten kam, stellte sich auch Searle ihm vor und brachte den Beutel, allein mit bedeutend vermindertem Inhalt und allerhand Ausflüchten. Der Thatbestand war nicht herauszufinden, so ernst ihm Hebich ans Herz sprach; Searle mußte zuletzt seine Kisten visitiren lassen, ohne daß sich fremdes Eigenthum darin entdecken ließ.

Einige Wochen brachte er in Kanannur zu, während welcher ihn Hebich genau beobachtete. Da sich aber keine Reue merken ließ, vielmehr auch die alten Kameraden aus seinem Regiment, das nun nach Europa sich einschiffte, ihm beim Abschied sagen mußten: „Du betest und singst freilich Tag und Nacht; das kann dir aber doch nicht viel nützen, wenn du so zu lügen fortfährst," wurde seine Entlassung beschlossen und ihm Reisegeld nach Madras gegeben. Mit einem Thränenstrom schied der bedauernswerthe Mann von Hebich; sonst letzte er sich von keinem der Brüder. Er fand nach allerlei Suchen eine Stelle bei einer englischen Mission, gab aus, er habe Hebich verlassen, weil der ihn zu einem native habe herabdrücken wollen und über das h. Abendmahl so verschieden denke; schrieb ihm aber viele Briefe voll Glaubensfreudigkeit und Siegesgewißheit, voll Demuth und Dankbarkeit, ohne daß dieser auch nur einen beantwortete. Endlich — nach sechs Jahren — erhielt Hebich, bereits in Europa, sein Bekenntniß, wie er geglaubt habe, sich für sein Weiterreisen mit Mitteln versehen zu müssen: „Ich raubte des Herrn Geld und sagte Lügen über Lügen zu meiner Entschuldigung; ich that wie Judas that. Vergeben Sie mir um des Herrn willen!" Das that Hebich von Herzen, schickte ihm auch noch ein Geschenk. Hoffen wir, daß diese unklare Seele vor dem Tode noch den Frieden der Versöhnung gefunden hat! —

Daß jenes Feuer, welches der Mission einen Verlust von wohl 3000 Rup. verursachte, abgesehen von den sorgenvollen, zeitraubenden Arbeiten, zu denen es nöthigte, von Feinden angelegt war, ist kaum zu bezweifeln. Von welchen aber, kam nie ans Licht, wiewohl die Tijer gelegentlich dieser Rachethat sich rühmten. Schlimmer noch war vielleicht die Wirkung des ganzen Vorfalls für die Aussichten

der Nebenstation Taliparambu, wo natürlich eine Masse von Lügen in Umlauf gesetzt wurde, als habe Hebich das Mädchen verführt, bezaubert und dergleichen. Dem Katechisten, der draußen zu wohnen hatte, entschwand über den beständigen Vorwürfen der Umwohner und den vielen Drohungen mit Anzünden seines Hauses ꝛc. fast aller Muth, so daß der alte Papa einmal von Taliparambu zurückgekehrt, ganz zerschlagen sagte: wenn man's nur rückgängig machen könnte! Es brauchte geraume Zeit und das ganze versöhnliche, offene Wesen Hebichs, um das Zutrauen wieder herzustellen und die Mutter zu einem Besuch bei ihrer Tochter zu vermögen. Beim nächsten Götzenfest lief dann alles friedlich ab.

Zwölf Jahre später war diese Tochter, Julie hieß sie seit ihrer Taufe, wieder in Taliparambu, als Gattin des Evangelisten Arangaden. Sie schrieb Hebich nach Europa einen sehr netten Brief, erinnerte ihn an den Kampf, durch welchen er sie aus dieser Teufelsfestung herausgehauen habe, erzählte von ihrem Mann und ihren Kindern und sprach ihren festen Entschluß aus, sammt ihrem Hause dem Herrn zu dienen, bis der endliche Sieg gewonnen sei. Sehnlich verlangte sie nach einem kräftigen Wort aus dem Munde ihres greisen Vaters. — So war denn doch das ungeschickte Menschenthun von Gott nicht völlig verurtheilt, wenn es auch durch Feuer geläutert werden mußte und vielfache Demüthigungen nach sich zog. Solche Liebesschläge seines Herrn drangen dem alternden Knechte viel tiefer ins Herz, als sein Gebahren verrieth; er redete nicht gern davon, enthielt sich aber mit großer Selbstbeherrschung aller Rechtfertigung des eigenen übereilten Thuns.

„Wie schmerzt uns der nicht zu berechnende Zeitverlust, der uns in Allem zurückwirft, so daß wir noch lange daran zu tragen haben! Aber inmitten dieser schweren Heimsuchung richtet der treue Herr uns durch viele Zeichen seiner Güte wieder auf. Es handelte sich beim Feuer um einen Augenblick, so wäre Alles dahin gewesen; aber die Soldaten retteten auf wunderbare Weise unser Wohnhaus und unsere Kirche, und die Offiziere haben alle gearbeitet wie die Gemeinen. Auch hat der Herr viele Freunde erweckt, die fleißig dazu beitragen, unsere Häuser solider wieder aufzurichten und mit Ziegeldächern zu versehen, damit sie ferner vor Feuer bewahrt bleiben mögen; und wir haben dabei den Trost, daß unsere l. Kommittee doch nur einen Theil an allen diesen Verlusten tragen darf. Der

Herr segne alle diese Seelen reichlich, die zur Hilfe und zum Trost in der vom Feuer verursachten Noth uns hilfreich beigesprungen sind!“

21. Die Reisepredigt.

Züchtigend und läuternd wirkten in dieser Zeit mehrere rasche Todesfälle von treuen Freunden. So starb schon (29. Januar) der junge Collector Sandeman, der auf seinen Ausflügen vom Dschangelfieber befallen, zu den Brüdern nach Kannanur gebracht ward, nachdem er zuletzt noch in Taliparambu gearbeitet und auch dort, um ein gutes Beispiel zu geben, der einfachen Malayalampredigt des Katechisten wiederholt angewohnt hatte. Dann raffte (10. April) die Cholera den theuren Dr. Foulis weg, „der in seinem Geschäfte geschickt, uns über alle Maßen gedient und sterbend noch ein freudiges Zeugniß von seinem Glauben abgelegt hat.“ Nun schied auch unverhofft plötzlich „unser theurer Amtsbruder Weigle, der mit seinen letzten Worten uns alle tief ermahnt hat. Ich sterbe als ein armer Sünder, und zwar als solcher in besonderem Sinne, weil ich so viele Gnadenzeit unbenützt vorübergehen ließ, — diese Worte haben mehr Bedeutung für den, der Weigle näher kannte; er war so bescheiden und doch so fähig.“ Letzterer Todesfall hängt noch mit einem andern zusammen, der diesmal Hebichs Reise erschweren sollte.

Zu einer solchen war er schon lange entschlossen, aber der Brand, und was sich daran hängte, zogen den Aufbruch länger hinaus. Sein Begleiter mußte auch diesmal Joseph sein, dessen Brustleiden aber eine Unterstützung nöthig machte; so wurde der Bruder desselben, der Katechistenzögling David von Mangalur herbeschieden, um in sein zukünftiges Amt eingeführt zu werden. Fröhlich verabschiedete sich der hoffnungsvolle Jüngling von Weigle und den übrigen Lehrern, die er nicht wieder sehen sollte. Am 7. Mai trat Hebich die viermonatliche Reise an, noch immer gepeinigt von den Nachwehen eines Sturzes auf dem letzten Ritt nach Taliparambu, da Herz und Leber von dem starken Stoße litten. In Calicut und Malapuram predigte er wie immer den Befreundeten und Scheltenden, und „bombardirte“ etliche Neue. Aerztliche Hilfe, die nöthig wurde, aber nicht viel half, ersetzte er zuletzt durch den Rath seines Pferdeknechts, der ihn fortan jeden Tag „schrecklich mit Oel einrieb. Es hilft.“

Im Süden Malabars hatte schon die Arbeit an der Eisenbahn

begonnen, welche jetzt Madras mit der Westküste verbindet. Da fanden sich neue sehr empfängliche Seelen, denen mit Hebichs Besuch außerordentlich gedient war. So mehrte sich die Zahl der Europäer, die in Palghat (16—28. Mai) das Abendmahl bei ihm nahmen, auf 21 (nebst 18 Eingebornen). „O wie segne ich," schreibt einer der ersteren, „den 16. Mai, da ich zuerst den guten Knecht des Herrn sah; ich war so unruhig und Hn's Zureden machte mich nur unglücklicher: ich brauchte was und wußte nicht was. Da fand ich die Vergebung der Sünden in Jesus. Alle Bücher sind mir geschmacklos geworden, ich halte mich blos an die Schrift und, sonderbar genug, fühle mich gedrungen, sie jede Nacht unter mein Kissen zu legen. Schon 17 Jahre war ich in Indien und Niemand hat mich zu Jesu gewiesen." Auch sonst ließen sich gute Geschäfte machen, und David gelang das Dolmetschen in der Kirche zu Hebichs voller Befriedigung.

Einen Anstand gab es mit Obrien. Geachtet und beliebt bei den Europäern, wie denn eben zwei Damen durch sein freudiges Zeugniß sich bekehrt hatten, unermüdet im Predigen auf den Straßen und Märkten, war er gewiß, daß er nicht mehr verlange als Nahrung und Kleidung, aber ohne Sorgen. Nach dem damaligen Tarif hätte er mit 14 Rs. des Monats auskommen sollen, und Hebich war von seinen Oberen angewiesen, als Senior mit einem durchgreifenden Beispiel des Gehorsams voranzugehen. Aber das Geheimniß, sieben Personen mit weniger als 26 Rs. zu ernähren, blieb dem noblen, offenhändigen Irländer verschlossen; er meinte, solche Befehle können nicht von Gott sein, und fühlte seine Verbindung mit der Mission gelockert. Ein englischer Offizier erbat sichs als eine Gnade von Hebich, dem treuen Evangelisten den nöthigen Zuschuß darreichen zu dürfen, bis das Mißverhältniß beseitigt wäre.

Auf dem Wege von Coimbatur nach den blauen Bergen, holte Hebich (31. Mai) die vorausgeschickten Begleiter ein, er selbst gehoben durch „schöne Arbeit mit einer reisenden Familie". Am Fuß der Nilagiri aber, in Metipalayam, trifft er seinen David schon am Ende seiner Wallfahrt. „Das war schrecklich für uns beide, Joseph und mich. David sagte nur: 'Ach ich habe gebetet, daß ihr kommen möchtet; da ihr nun hier seid, freue ich mich.' Während wir uns um ihn bemühten, befällt die Cholera auch den Pferdeknecht, der ihm treulich gedient hatte. Ich weckte einen durchreisenden Ober-

arzt auf, der noch schlief; dieser gab beiden von seiner Reisemedizin. Bei dem Knecht schlugs an und der kam davon. Bei David wars zu spät, er hatte sich schon auf dem letzten peinlichen Marsch viel erbrochen. „Schicken Sie ihn nur gleich nach Coimbatur zurück," sagte der Doctor. — Wird er wieder aufkommen? fragte ich ihn, ach wie oft! bekam aber keine andere Antwort als: „Sie können ihm nicht helfen, gehen Sie nur auf die hills!" — Wie konnte ich ihn aber mit Joseph allein zurückschicken? Dieser war ganz drunten und entmuthigt, dazu so kränklich, daß David ja ihn hätte unterstützen sollen. Oefters fragte ich den Todesmatten: Glaubst du an den Herrn Jesum? — 'Ach ja, der Herr Jesus ist mein Alles;' ein paar Mal führte er auch deutsche Verse mit Entzücken an, und flüsterte: der Herr tödtet und macht lebendig. Bald hoffend, bald zagend, ob er genesen werde, bestellte ich einen Ochsenwagen, ihn nach Coimbatur zu führen, — es war nach 8 Uhr, daß wir abfuhren, die Sonne entsetzlich heiß — ich fast verbrannt, er meist besinnungslos; etwa halbwegs, um 2 Uhr, verschied er. Gegen 8 Uhr langten wir bei den l. Addis an; ich sehr betrübt und verlegen, weil mit einer Choleraleiche. Doch die l. Addis bewiesen sich meisterhaft, trösteten mich und Joseph mächtiglich: wir brauchen für nichts mehr zu sorgen, sie wollen alles thun. Und wie gesagt so gethan. Am nächsten Morgen (1. Juni) legten wir, nach Addis Predigt und Gebet, den l. David ins stille Grab. — Ehe er ins Institut eintreten wollte, hatte ich ihm gesagt: warum das? lieber arbeitest du noch etwas, stirbst doch bald! Aber auffallend, gerade jetzt war er stark und gesund wie noch nie, 24 Jahre alt. Solche Seelen möchten wir freilich für das Werk behalten, da wir deren sehr wenige kriegen. Aber was der Meister thut, ist doch gut, ja allein gut. Sein Wille geschehe jetzt und allewege!"

Der Tod des geliebten Sohnes drang der Mutter so ins Herz, daß sie ihm nach vier Monaten nachfolgte. Die Nachricht von seinem Heimgang preßte Weigle, der ihn sehr lieb gehabt, die letzten Thränen aus und weckte in ihm das Vorgefühl einer baldigen Nachfolge. Er flehte damals: „Der HErr wolle uns nur Festigkeit in der Hauptsache und Ausdauer bis ans Ende verleihen, auf daß wir uns dereinst am Ziele freuen können über alle die Berge und Thäler, über die wir gestolpert sind!" Am 7. Juni war das Ziel erreicht.

Zerschlagen und getröstet zugleich, bange um seinen Joseph, der

sich doch nicht von ihm trennen wollte, trat Hebich nun wieder die Reise auf die Berge an, wo ein längerer Feldzug (2. Juni bis 9. Juli) im Plan lag. Zu den früheren Gesundheitsstationen war eine neuangelegte gekommen, Dschakatala, später Wellington genannt, derzeit von einem Flügel des 74. (Bergschotten) Regiments besetzt. Hier fanden sich alte Bekannte in Menge, denen in der verweltlichenden Umgebung „der Muth, himmelan zu laufen", ziemlich abhanden gekommen war. Ihrer Dreißig brachte er doch zusammen und belebte sie aufs neue, besuchte auch die Geistlichen und stieß auf allerhand interessante Persönlichkeiten. Er durfte im Theater der Kaserne predigen; natürlich giengs nicht ab ohne starke Ausfälle gegen die Weltvergnügungen. Als ihm das von einem Doctor, den er um Wein für die Feier des h. Abendmahls bat, zum Vorwurf gemacht wurde, mit den Worten: Sie sollten dankbar sein, daß wir Ihnen, einem Fremden, Erlaubniß zum Predigen gegeben haben, und jetzt schelten Sie uns dafür aus, — erwiederte er: „es war ja recht freundlich vom Oberst, dafür bin ich dankbar. Aber als ein Diener Gottes muß ich Ihnen doch die Wahrheit sagen. Heute ist der (wegen des Krimmkriegs angeordnete) Bußtag; womit zeigt ihr denn Eure Buße? Besteht sie blos im Kirchgang? oder solltet Ihr nicht Eure Sünden ablegen und ein neues Leben anfangen?" ꝛc. Befürchtete Hebich, sich damit die Thüre in die Kaserne selbst verschlossen zu haben (da der Doctor der vornehmste Förderer des Liebhabertheaters war), so zeigte sich später, daß der Oberst nun selbst auch in den Gottesdienst kam und sich die rauhe Predigt gefallen ließ.

In Ottakamand öffneten sich dem Missionar allerlei Pforten; es waren gerade viele Erweckte beisammen, was besonders die Abendmahlszeiten „erstaunlich erfrischend" machte. („Ich kanns kaum aussprechen; es war fast über alle meine Erfahrungen.") In den täglichen Besuchen und Predigten wurden manche angeworben, die den anrüchigen Padre erst aus Furcht gar nicht sehen wollten; und trotz der angestrengten Arbeit, meist bis Mitternacht, fühlte sich der alternde Mann in dieser Frühlingsluft wahrhaft verjüngt; Isabella D. glaubte noch nie trefflichere Zeugnisse von ihm gehört zu haben. Bald darauf, am 5. September, schied sie triumphirend aus diesem armen Leben, nachdem sie noch ihre Aja, Besucher und Aerzte eingeladen hatte, doch zu Jesus zu kommen, der

ihr den Frieden schenke, welchen die Welt, „die tolle Welt“ so hartnäckig verschmähe.

„Jetzt giengs zu den Geliebten im 39. N. J. auf den french rocks (10—20. Juli und 14—19. August). Eine Schwester dort hatte ich schon der Kannanur-Gemeinde als eine Sterbende angezeigt, die aber im Angesicht des Todes siegreich dastand in dem Geliebten; nun war sie wunderbar wieder hergestellt. Die ganze Gemeinde in diesem Regiment liefert so reichhaltige selige Erfahrungen, daß sich mit wenigen Worten kaum etwas sagen läßt. Sie haben alle ihre Gottesdienste zur gleichen Zeit wie wir in Kannanur, und versammeln sich in ihrem eigens dazu eingerichteten Hause; außerdem haben sie ein besonderes Bethaus für die Eingebornen und Trommler erbaut. Weiter steht noch eine Kapelle der englischen Kirche da, wo der Oberst sonntäglich einmal die Gebete und eine Predigt liest, wozu sich auch die Brüder einfinden, die aber ihre Hauptgottesdienste in jenem eignen Lokal halten. Jeder von diesen Offizierbrüdern ist ein eifriger Prediger der Gerechtigkeit, und das Band der Liebe hat sie bis jetzt fest umschlungen, so sind sie voll guter Werke, arbeiten auch sehr unter den Eingebornen, denen sie Tamil-Gottesdienste halten. Kommt aber der englische Jesuit auf seinen Rundreisen hin, so vernichtet er schonungslos alle evangelischen Bücher, deren er habhaft werden kann, und warnt vor unsrer Lehre wie vor der Pest. Jeden Tag habe ich hier Schwarz und Weiß an 100 Seelen in meinen Versammlungen, da denn der l. Joseph mein Englisch in Tamil wiedergibt, was die Trommler besser verstehen.

„Alles was sie wünschen, ist ein ‘tüchtiger Katechist’. Ich habe diesmal einen Tamil-Oberknecht, Abel, mit seinen drei Kindern getauft, auch etliche Römer und einen Socinianischen Trommler, der früher ein großer Feind des HErrn war und mit zwei Weibern lebte, in die Gemeinde aufgenommen. Sein (gedrucktes) Buch, woraus er seine verderblichen Kräfte sog, wurde sogleich den Flammen übergeben. Ach könnte ich nur der Gemeinde einen treuen Katechisten verschaffen, der mit ihnen ziehen würde, wohin immer das Regiment verlegt wird! Es ist mir in der That ein großes Anliegen, dem gerechten Verlangen der Gemeinde zu willfahren, nachdem der HErr aus Gnaden durch mich so ein großes Werk gewirkt hat.“

Erst im Mai hatte sich hier eine Schwarze aus guter Kaste

bekehrt, unter der Pflege der Schwester eines Offiziers, und damit mancherlei Hohn von Seiten der Sipahi's auf sich geladen. Kerr hatte auf der Außenstation Hassan große Freude an seinen zwei Trommlern, die täglich bei ihm lasen; und Hart, zur Erholung nach England geschickt, hat dort eine kleine Heerde um sich gesammelt, von der er sich (1857) sehr ungern losriß, um bald darauf durch die Kugel eines fanatischen Sipahis zu fallen.

„Natürlich besuchte ich auch die Zuckerfabrik, wo die Brüder einen Tamil-Katechisten für ihre 100 und mehr Leute unterhalten. Es geht dort ganz lebendig her.

„Daß ich wieder nach Bangalur gehen sollte, hatten die Freunde auf den Hills schon ohne Weiteres ausgemacht und das nöthige Geld gesammelt. Doch giengs von meiner Seite durch nicht wenige Schwierigkeiten und Zweifel. Ich war dann aber dort (21. Juli bis 10. August) sehr fleißig und der HErr hat mir auch überall die Thüren aufgethan und so viel Arbeit vorgelegt, daß ich, als die bestimmte Abmarschstunde kam, noch viele Bestellungen nicht besorgt hatte (die Leute lassen mich nämlich rufen), von denen mir einige vorzugsweise leid thaten. Diesmal wollten mich besonders auch die Missionare haben; ich hielt mich an die Londoner, mit deren Geiste ich mehr verwandt bin, predigte aber auch einmal in der Wesleyaner-Kapelle. Ich hatte hier oft an einem Tag drei Predigten, und war sonst bis Mitternacht angespannt, meist mit größeren Partieen, z. B. pensionirten Europäern, dann mit ihren Weibern, mit Trommlern und Musikanten vom 6. N. J., unter welchen eine solche Erweckung entstand, daß auch die Römischen mitkamen. Nur Schade, daß nach unserm Abgang nicht die rechten Leute da waren, ihnen weiter zu helfen! Es ist erstaunlich, wie wenig Leben aus Gott in dieser großen Stadt angetroffen wird. Die Orthodoxie und der schwarze Kittel und die schöne Einrichtung der Häuser nebst Allem, was zum Gentleman gehört, ist nirgends vernachläßigt, aber der HErr Jesus und sein Reich! Am Sonntag zum h. Abendmahl, am Montag auf einen Ball oder Picnic, so muß man staunen, wie der Teufel alles am Bändel hat. Einer der Kaplane ist aber wirklich ein Bruder im HErrn, dem meine Leute vorzugsweise in die Kirche gehen. Wir trafen auf den rocks zusammen, er kam da mir in die Kirche, und ich ihm, und wir alle nahmen das h. Abendmahl von ihm.

„Ein Gentleman und seine Frau wurden frischweg für den HErrn gewonnen; da begann ich: Habt ihr je schon zusammen gebetet? — 'Ja, wir beten zusammen, ich lese das Gebet und meine Frau kniet mit mir nieder'. — Ich meine nicht das. Betest du, Mann, aus deinem Herzen vor deinem Weibe, und du, Weib, vor deinem Manne? — 'Nein, das thun wir nicht.' — Ja, das müßt ihr thun! — Lange Gesichter geschnitten und keine Antwort. — Den nächsten Tag komme ich wieder. „Wir haben zusammen gebetet, wie Sie uns sagten, und sind jetzt sehr glücklich." — Bei meinem nächsten Wiederkommen sagten dieselben: „wir beten jetzt jeden Tag dreimal zusammen, und sind nun ganz glücklich." Ich lebte die halbe Zeit bei dem Adjutanten S. im 6. N. J.; dann ließen mir die l. C. keine Ruhe, ich mußte bei ihnen einkehren; weil sie aber für mein Geschäft zu weit wegwohnen, war ich doch oft wieder beim l. S.

„Ich wurde dießmal auch nach Tumkur berufen und hatte da mein Wesen; doch war die Zeit zu kurz (11—12. August). Hatte da auch mit einem hochgestellten Tamil-Kastenchristen zu thun, dem ich als solchem das h. Abendmahl nicht gab, obwohl er sonst sehr nett that. Diese Zopfchristen sind so versessen auf die Kaste, daß der HErr Jesus im Vergleich mit diesen großen Dingen ihnen gar nichts ist. In Bangalur hatte ich einen gewaltigen Handel mit einem Erzprahler, der für Geld Gottes Wort in den Häusern herumsang; kein Brahmane konnte wilder mit mir sein.

„Obgleich ich in Maisur, Yellwal, Humsur, Frazerpett und Mercara (20—26. August) nnr je einen Tag bleiben konnte, war doch überall der Arbeit so viel, und was vorfiel, so wichtig, daß ich jeden Platz mit herzlicher Danksagung zum HErrn verlassen konnte. Mit ein Bischen mehr Zeit wäre versprechendere Arbeit zu Stande gekommen. In Mercara ist nun mein lieber Boswell, nach einem 2½jährigen Aufenthalt in Kannanur; Christus Alles in Allem, lautet jetzt seine Parole, nachdem ich Anfangs mit dem frommen, klugen Schotten mich viel herum gestritten hatte. (Im Juni 1857 gieng diese jungfräuliche Seele zur ewigen Ruhe ein.)

„Durch schlimme Botschaft wurde ich aber von da, wie mit Dampfesgewalt, weggetrieben nach unserem Mangalur. Dort predigte ich zum erstenmal in der englischen Kirche, und Freund Anderson führte mich expreß in die englische Schule, wo ich eine

Ansprache von 2 ½ Stunden an die heidnischen Schüler hielt, und ihnen aus der Schrift zu beweisen suchte, daß der HErr Jesus Gottes Sohn ist, zu meiner eigenen freudigen Zufriedenheit und mit der Bitte, daß der Vater seinen lieben Sohn in den Herzen dieser lieben Jünglinge aus Gnaden zu seinem Preise offenbaren möge." Merkwürdig genug, diese jungen Brahmanen, sehr feingebildete, ernstlich angeregte, nur kreuzscheue Seelen, kamen nachher zu ihrem Lehrer Hoch und bezeugten aus tiefem Herzen: so klar wie durch Hebichs Beweise sei ihnen das Geheimniß der Dreieinigkeit noch nie geworden. Im logischen Demonstriren lag sicherlich Hebichs Stärke nicht; aber ein kräftiges, durch Liebe und Gebet geheiligtes Zeugniß wog freilich einen Haufen feingesponnener Argumente auf. —

In Kannanur angelangt (1. September), fand Hebich dießmal keine Vermehrung, sondern eine Verminderung der eingebornen Gemeinde vor. Auch Stockings zweite Gattin, sein lieber Weber Jakob (S. 211) und andere der vertrautesten Gesichter fehlten im Kreise, der sich um ihn sammelte, — „aber bei dem Heimgang dieser sieben lieben Seelen freut sich noch ein armer Sünder wie ich bin, und ist gestärkt und ermuntert, nicht müde zu werden. Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." — „Die Morgenpredigt am Sonntag hat sich nun in zwei Gottesdienste abgetheilt. Während Gundert in der Eckschule die schwarze Gemeine bedient, predige ich den Bergschotten des 74. H. M., die noch unbekehrte Leute sind, aber unsere Form der englischen vorziehen. Ein Capitain F. ist gründlich bekehrt worden; und durch den hat es der HErr (im August) gelingen lassen, daß gegen alle Opposition der Oberen etwa 60 Soldaten heruntermarschiren dürfen zu einem kurzen Gottesdienste. So habe ich sie von 10—11 Uhr. Hallelujah!"

In Taliparambu hatte sich mittlerweile die Stimmung gebessert, auch nach der gefürchteten Rückkehr der zu dreimonatlicher Zwangsarbeit verurtheilten Rädelsführer des gefährlichen Auflaufs. Den dortigen Katechisten Paul hatte sein Vater besucht und während eines vierwöchentlichen Aufenthalts — trotz seiner Schwerhörigkeit — soviel vom Evangelium gefaßt, daß man auf seinen Uebertritt hoffen durfte. — In Andscharakandi herrschte die von Maleachi geschilderte Mißstimmung fort: es schien eben, wie wenn Gott keinen Unterschied mache zwischen Guten und Bösen; daher die Geduldsarbeit

unter einem solchen Geschlecht dem Katechisten manchmal entleiden wollte.

Da kam plötzlich eine aufregende Botschaft von Calicut. Am Abend des 11. September saß Conolly, eben zum Regierungsmitglied in Madras ernannt, mit seiner Gattin in der Veranda und las ihr aus Gibbon den Fall von Constantinopel vor, als fünf Mapillas über ihn herstürzten, den Tisch mit dem Licht umwarfen und ihn zusammenhieben. Aus 27 Wunden blutend, lispelte er noch: Jesus, erbarme dich meiner! und starb nach einer halben Stunde. Doch umsonst riefen die Mörder, welche zunächst die Verbannung ihres Oberpriesters (S. 262) hatten rächen wollen, die Glaubensgenossen auf zum heiligen Krieg. Nach sechs Tagen ereilte sie die Rache. Die Provinz aber wurde nun durch Ausnahmsgesetze so beruhigt, daß auch das stürmische Jahr 1857 keine Friedensstörung in ihr hervorbrachte. Hebich schrieb sogleich an die Wittwe, ihr seine große Dankbarkeit für des Vollendeten langerprobte Liebe zu bezeugen und sie auf Jesum als den einzigen Trost im übergroßen Schmerze zu weisen. Dann gieng er selbst sie zu sprechen, ehe sie nach Europa sich zurückzog. —

Bei ihm bahnte sich jetzt etwas Neues an. „Am 13. October, Morgens 6 Uhr," schreibt er: „waren es 21 Jahre, daß ich in diesem Lande bin. Mit soviel Zeit hat der englische Soldat ausgedient und kriegt seine Pension. Nach dieser nun sehne ich mich wirklich nicht, aber darnach: Ihm zu gefallen und womöglich Ihm noch Seelen zu gewinnen, für die Er so hart gearbeitet hat. Ewig Dank Ihm, daß Er mir aus Gnaden erlaubt hat, Ihm so lange mit ununterbrochener Gesundheit zu dienen. Einem weltlichen Herrn so lange zu dienen, macht stolz; aber dem Himmlischen, dem Guten, dem Heiligen so lange zu dienen, macht sehr arm und beschämt, nach seinem Wort: Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen war, so sprecht: wir sind unnütze Knechte. Ach, warum doch das? Ei, weil Er alles thut in seinen Knechten, was gut ist; das Böse aber thut der Knecht aus sich selbst, was doch in so vielen Jahren gewaltig viel ist."

Bei dem Rückblick, den er auf seine gesammte Missionslaufbahn warf, drängte es ihn, seine Leistungen auf einer Station und die Erfolge seiner Reisen zu vergleichen. So bange ihm auch bei dem Gedanken wurde, sich selbst seinen Beruf zu machen, überzeugte er

sich doch, daß sein Dienst auf Reisen der gesegnetere, für Gottes Sache ersprießlichere war. Nun traute er sich zwar nicht die Fähigkeit zu, immer blos zu reisen; er fühlte sich oft müde und abgespannt, so daß ein Ausruhen nach der Reise willkommen erschien. Die wunderbare Erhaltung seiner Körperkraft aber schrieb er großentheils den Luftveränderungen, der Folge häufigen Ortswechsels zu. Auch seine Brüder stimmten dem bei, daß er auf Reisen mehr arbeite und mehr zu Stande bringe, als irgendwann zu Hause. Also gieng denn sein Wunsch entschieden darauf hin, nicht mehr an eine Station gebunden zu sein, sondern da und dort zu predigen und Seelen nachzugehen, wie Gott ihn führe. Schon hatte er „von mehreren Seiten her kaum abzuschlagende Aufforderungen" zu einer größeren Reise erhalten.

Dazu gehörte nun aber vor allem, daß die Stationsgeschäfte gut geordnet seien, und eben hatte er sich der Hoffnung hingegeben, es sei nun nach vielem Verhandeln, Umschaffen und Neuorganisiren dahin gekommen, daß seine Gegenwart für die meiste Zeit entbehrlich wäre. Nach rechts und links gab er allerhand Geschäfte, auch das Seniorat der Station ab, und wehrte sich nicht mehr, wenn den jüngeren Mitarbeitern ein anderer Weg, als der ihm einleuchtete, vorzüglicher erschien. Wie ungeschickt kam ihm da ein Beschluß der Kommittee über den Weg, wodurch der eine dieser Brüder nach Mangalur versetzt wurde, damit die durch Weigle's Tod gelassene Lücke ausgefüllt werde; Hebich sollte sich erklären, wen er statt desselben wünsche. Seine Wahl fiel auf Ch. Müller, der mittlerweile Tschombala zu einer bedeutenden Blüthe gebracht hatte; nur fragte sichs, wie dieser Station dafür Ersatz verschafft werden könnte.

„Sie sehen," schließt Hebich seinen Brief, „wie schwer dieser Ihr neuer Ruf durch unsere Station hindurchgreift. Wir sind seit 1849 mit Furcht und Zittern zusammengekommen, und der treue HErr hat durch meinen l. Gundert so manche Lücke bei mir ausgefüllt, und durch des l. Br. Diez's Hinzukommen hat sich die Arbeit der Station nach und nach so gestaltet, daß ich dem Ruf zur Reisepredigt, wozu mir der HErr allenthalben die Thüren geöffnet hat, mit Freudigkeit folgen konnte. So schwer es mir nun wird, Gundert ziehen zu lassen, so muß ich es doch um Gotteswillen geschehen lassen, weil uns in dieser besonderen Prüfungszeit

anliegt, vor Allem Ihnen, so weit es irgend geht, freudig entgegenzukommen. Ich hoffe, der HErr wird Gnade geben, daß seine liebe Frau diesen Wechsel (in ein anderes Sprachgebiet) nicht zu hart findet; es wird ihr schwerer, als wir es Ihnen sagen können. Und deßhalb thut es mir doppelt leid. Der HErr sehe in Gnaden drein!"

Wie er nun aber Tschombala besuchte (25. October), um mit Müller zu verhandeln, fanden sich allerhand Haken, obgleich letzterer die Versetzung nicht gerade abwies. Nun schrieb Hebich frischweg: „Alles seitherige Nachdenken hat mir nur bestärkt, daß dieß Alles ein gefährliches Rütteln am Bestehenden ist, und ich vielleicht zu eilig war, als ich von Gundert's Entfernung so unentschlossen schrieb. Außerdem, daß ich Ihnen zu Willen sein wollte, sah ich es halb als eine Beförderung meines Bruders an, und war nicht gleich so frei, für seine Belassung in einer untergeordneten Stellung mich umzuthun. Ich wünsche ihn aber für Kannanur, wie es ist, und noch mehr, wie es durch Gnade werden soll. Ich kann wohl sagen: wir haben alle Hände voll zu thun und werden in sehr Vielem nicht fertig; an meine Correspondenz z. B. mag ich gar nicht denken, so liegt da Alles im Argen. Wir sind kaum etwas herausgekommen aus allerhand Reformen in der Gemeinde, und haben dabei das Messer nicht gespart, wie die Verminderung unserer Seelenzahl anzeigt, hoffen aber auf Gott, der uns bessere Zeiten schicken kann. Nur dürfen wir die gedrückte Stimmung, welche schon aus der Zahlabnahme folgt, nicht vermehren. Y. sagt mir, es wäre thöricht, wenn ich Gundert fort ließe; jedenfalls sei dann mein Reisen zu Ende, denn mit dem Englisch predigen vor diesen Bergschotten werde ich mich in Acht zu nehmen haben. Noch etwas, wovon ich nicht gern Worte mache: wie leicht möchte es dahin kommen, wenn ich meine größeren Reisen fahren lassen müßte, daß meine Gesundheit es geradezu erforderte, mich auf die Nilagiri oder in sonst ein besseres Klima zu begeben. Außerdem möchte ich Früchte schaffen, und ich finde immer mehr, daß ich draußen wirksamer bin als zu Hause; da erbiete ich mich nun wohl, in Kannanur fester zu bleiben, doch kann ich mich dabei nicht beruhigen. Mir ist der Beruf zum Reisen ganz unzweifelhaft; nur möchte ich in meiner Abwesenheit die Station gut versehen wissen, möchte auch die Aussicht haben, daß, wenn ich vielleicht schnell abgerufen werde, ein Bruder da sei, dem ich's

ohne viel Worte überlassen kann. Und nicht blos die Station sollte im Stande erhalten, eher noch verstärkt werden, auch der Zustand des Distrikts sollte — nach Br. F. Müller's Heimreise — von aller Verminderung unserer Kräfte abhalten. Wenn es plötzlich irgendwo fehlt in Calicut oder Talatscheri, wie soll da nachgeholfen werden? Ist doch in keinem Distrikt der Nachwuchs jüngerer Kräfte so sparsam vorhanden als im unsrigen."

Hebichs Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen, wenigstens nicht in der Weise, wie er's hoffte. Erst zwei Jahre später wurde ihm in Müller der gewünschte Mitarbeiter geschenkt; zur ersehnten Reisepredigt aber wurde er erst im J. 1859 freigemacht, als seine Kräfte nahezu erschöpft waren, erschöpft durch eine Zugabe von Nöthen der eigenen und anderer Stationen, die ihm äußerst unerwartet kam.

---

22. Die Bergschotten und Saukhya kunnu.

Die neunte Palghatreise (19. Nov.—22. Dec. 1855) führte Hebich in einige frische Kreise. In Calicut besuchte er den neuen Collector Clark, in welchem er einen theuern Bruder fand, der Gottes Sache so sehr auf dem Herzen trug, als sein Vorgänger. Er besah sich auch die Stätte der jüngsten Mordthat, die ihm Gelegenheit bot, den Umstehenden ans Herz zu reden. Es lag gerade britisches Militär in Calicut, so sicher und leichtsinnig als je. Einer, der an ihn heranwankte, einen guten Trunk anzubieten, wurde sofort von der Wache abgeführt. Hier nun sowie in Malapuram wurde den Soldaten das Wort verkündigt, und mit „großen Hottentotten" heiß gekämpft. Der Offizier des Polizeicorps, das am letzteren Orte stationirt war, zeigte ihm auch sein Geschick im Bombenschießen, das sich bei der Abschlachtung der letzten Mapillamörder erprobt hatte. Dieselben hatten sich in einem Tempelchen verschanzt, aus welchem sie aber der Major durch gut geworfene Granaten vertrieb. Wie sie dann auf die Soldaten losstürzten, waren sie bald niedergestreckt. Doch begab sichs, daß ein Schotte, der schon seinen Gegner mit dem Bajonet durchbohrt hatte, von demselben schwer verwundet wurde: „der Mapilla drückte sich mit der einen Hand das Bajonet noch tiefer in den Leib, und hieb mit der an-

dern dem Schotten so in den Hals, daß der mit knapper Noth gerettet wurde." Hier ließ sich nun von der Liebe Christi kräftig zeugen.

Von einem dieser Bergschotten hören wir noch öfter bis zu seinem nach drei Jahren erfolgten seligen Abscheiden. Er hieß W. Floyd, ein fester, tiefer Charakter, wie Hebich unter seinen Soldaten gar wenige zählte. Derselbe beschrieb einmal (29. Sept. 1855) in Malapuram seinen innern Lebensgang ungefähr also: „Ich bin der Sohn einer frommen Mutter, die frühe im Herrn Jesu entschlief. Mein Vater war glaubig, konnte aber nicht viel nach den Kindern schauen, daher ich bald auf allerlei Abwege gerieth. Aber Eines blieb mir: während es ja viele Menschen giebt, die ohne Gewissensbisse dahin leben, weil Gottes Geist nicht immer mit ihnen streiten will, darf ich sagen, daß ich stets ein gutes Gewissen hatte, nämlich in dem Sinne, daß wenn ich irgend eine Sünde begieng, ich der elendeste Mensch auf Erden wurde. Nun am Kap, da ich vor dem Feinde stand, wußte ich, daß ich nicht unverwundbar sei; wenn ich also Nachts mich in meinen Teppich rollte, betete ich zu Gott um Bewahrung. Dann bekam ich die Antwort: erst verwirfst du alle meine Einladungen, und sobald du in Gefahr geräthst, rufst du mich an, und wenn ich dir geholfen habe, trinkst du wieder. Ich sah einen wirklichen Abgrund vor mir, schlug mir aber die ernsten Gedanken aus dem Kopfe und dachte an weltliche Dinge. So war ich dort zweimal daran, mich ganz zu Gott zu wenden, drang aber nicht durch. Als es hieß: jetzt nach Indien! wurde ich sorgenvoll, denn dies ist ja ein Land des Todes; beschloß also den zweiten Band meiner Lebensgeschichte anzufangen. Allein in Madras kam ich nicht dazu, gedachte also: nun so seis auf den blauen Bergen.

„Von Dschackatala kam ich nach Kanannur, aber ein Monat vergieng, ohne daß sich etwas Neues regte. Abends ging ich einmal an Ihrer Kapelle vorbei, zu der die (Lübecker)Glocke einlud.*) Ich fragte meinen Kameraden: Ei, kommst nicht mit herein? Der sagte: Nein, diesmal nicht! Ich gieng drei Schritte weiter mit ihm und fragte wieder. — „Ein anderes mal!" — Ich bat ihn zum drittenmal, da gab er nach. Wir traten ein und Sie redeten über 1 Mos. 3

*) Unsere Abbildung stellt die Missionskapelle in Kannanur dar, vor deren Eingang sich frei dastehend der Glockenpfeiler erhebt, auf dessen höchstem Bogen der Holzschneider aus eigener Inspiration ein Thürmchen sammt Kreuz aufzusetzen beliebt hat, wovon in der Photographie keine Spur erscheint.

so, daß es mir schien, mein Herz, bisher ein festgefrorenes Saatfeld, werde weich und breche in Stücke. Nun kam ich jeden Dienstag zur Kirche. Aber einmal waren Sie fort und die Kapelle geschlossen, da fiel ich ins Trinken. Tags darauf, als ich auf meinem Bette lag, sah ich an die Wand, wie eine Grille hinauflief, fiel, wieder einen Anlauf nahm, und wieder fiel; zehnmal mißglückte ihrs, aber zum elftenmal giengs ohne Anstand. Ich sprang vom Lager und sagte mir: es ist noch Hoffnung da, besuchte also die englische und Ihre Kirche, wurde herumgetrieben und bekam Kopfweh und böse Augen. So stieg dann die Frage auf: Soll ichs nicht lieber fahren lassen? lebe jetzt schon 30 Jahre im Aufruhr gegen Gott. Aber, hieß es, gesetzt in 15 Jahren erhörte dich Gott einmal? — Nun so mach ich vorwärts! Und Gott wartete nicht so lange; eines Morgens, wie ich auf dem Bette lag, betete ich: HErr und Gott, du bist die Liebe, gib mir von Deiner Liebe eines Senfkornes groß, das wird für mich genügen. Augenblicklich erhielt ich meinen Wunsch, so daß ich den HErrn Jesum loben konnte. Da kam dann eine große Furcht über mich; aber in der Finsterniß zeigte sich ein Funke, der nicht erlosch. Ich bat Gott, er möchte ihn anblasen, und er wurde zur Flamme, so sehr, daß ich aufstand und in den Spiegel schaute, ob mein Gesicht nicht glühe vom inneren Feuer. Das kommt nun wieder und wieder, aber mit Unterbrechungen. Jetzt gerade brennt es wieder nach fast dreiwöchiger Kühle, und heute bin ich ach so glücklich, daß ich hoffe, diese Liebe werde in mir bleiben, und schreie: Verbirg dein Anlitz nicht vor mir! ich verlange ja nach nichts als Dir allein."

Floyd war von nun an der feste Kern, um den sich in Malapuram (wohin er zweimal detachirt war) und Kannanur die ernsteren Bergschotten zusammenschlossen, bis das Empörungsjahr 1857 ihn ins Feld rief, da er dann erst recht der Priester seiner Kameraden wurde. Sie nannten ihn oft old Hebich, konnten ihm aber kaum im Ernste böse sein. Ein Wittwer, hatte er seine Freude dran, seine lieben frommen Kleinen für den HErrn zu erziehen, der ihr kindliches Zeugniß vielfach geehrt hat. Immer schwebt ihm vor: wem viel vergeben ist, der liebet viel; „unsere Aufführung," berichtet er einmal, „macht uns Europäer hier zu berüchtigten Leuten, aber wenn wir Vergebung erhalten, lassen wir uns doch auch das Lieben angelegen sein. Eben weint einer, dem die Worte Christi zu Herzen giengen, dort im Eck."

Einige Auszüge aus seinen Briefen aus Malapuram mögen den Mann kennzeichnen: „Unser lieber Bruder G. predigte hier am Sonntag, da war alles voll und die Leute aufmerksam; er sprach davon, wie einfach die Seligkeit durch den Glauben sei, aber wegen ihrer Einfachheit wollen die Leute den Weg nicht versuchen; wäre etwas Großes zu verrichten, sie würden sich leichter dazu verstehen. Er führte als Beispiel an, wie ein Hindu zehn Jahre lang sich von Benares nach einem andern Heiligthum wälzte, um durch solche Thorheit den Himmel zu gewinnen. Wie geschäftig war da der Teufel! augenblicklich giengs los: Wer hat je von so etwas gehört? und noch hören sie nicht auf, darüber zu raisonniren. Nun wenn ich denke, wie thöricht sie doch seien, fällt mir ein, wie auch ich todt in Sünden war, Finsterniß wie die andern; und jetzt weiß ich, daß ich Licht bin in Ihm, und weil ich mich nicht halten kann, wird Er es thun, auf den allein ich mich stütze. Immer ists noch die gleiche Zahl: 6 Männer und 8 Kinder; einige kommen, leider fürchtet sich F. vor den andern zu beten. Kommen Sie bald, so bringen Sie doch Herzbüchlein mit; man kauft sie gern: ein gutes Zeichen, wenn man statt Arrack kauft, was den Durst wirklich löschen kann. — In einer Gemeinde, und sei sie noch so klein, sind gewiß Ruhestörer nöthig. Wir hatten wieder einen Teufelslärm, er begann sehr fein. Sagt mir einer, zwei Soldaten seien nur darum zu uns gekommen, um etliche Wochen lang ihr Geld zu sparen, damit sie es am Tag der Rückkehr nach Kannanur verjubeln können. Mit so gemeinen Leuten wollte er natürlich nichts zu thun haben, wendet mir also den Rücken; dann sagt ihm der Teufel: so, jetzt trink einen Schluck, woraus bald zwei und mehr wurden! — Daß Frau F. zu ihrem Herrn gegangen ist, bedaure ich nicht; mich freuts, wenn sie glücklich ist, und er wird zu ihr gehen, sie aber möchte nicht zu ihm zurück. Ach wann wird der Tag kommen, da wir Jesum von Angesicht sehen und satt werden an seinem Bilde, der Tag, da Jesus uns seinem Vater vorstellen wird und sagen: Siehe da die Kinder, die Du mir gegeben hast! — Letzten Sonntag wurden die Spinnen bei uns ganz unbarmherzig aufgeschreckt. Capitain X. hielt erst Parade und dann Gottesdienst. Wie er die alttestamentliche Lection las, 1 Sam. 2, 12, fieng er an zu lachen, wollte es aber unterdrücken; doch beim 13. Vers kicherte er und beim 15. warf er das Buch weg und Alles brach in Lachen aus, worauf der Capitain

eilends heimsprang und seine Leute sich jauchzend zerstreuten. Jeder suchte nun nach seiner Bibel, wischte die Spinnenwebe ab, um die Stelle nachzulesen, und scherzte weiter. Muß einem nicht das Herz brennen bei solcher Entweihung des Heiligen?“

Hoch erfreut ihn nun jeder Besuch von Hebich oder Obrien: in der Bruderliebe findet er immer wieder einen neuen Sporn, dem Ziele zu zueilen. Er besuchte einmal die frommen Ingenieure auf der Eisenbahn; er fand sie krank, wurde aber so brüderlich aufgenommen, daß er sich nur sagen konnte: ich bins nicht werth, daß ich solche Liebe genießen darf. Als er davon einem andern Soldaten erzählte, kam diesen das Weinen an; er rief aus: nun das freut mich mehr als ein Geschenk von 20 Rupien! — Darauf schickten ihm die vornehmen Brüder Bücher zur Verbreitung unter seine Kameraden; er vertheilte sie eifrigst, immer bemüht, die Kosten zurückzuerstatten, was ihm fast gelungen wäre, wenn nicht plötzlich eine große Ladung von Romanen, aus Kannanur nachgeschickt, die neuerwachte Leselust in andere Geleise gelenkt hätte. So abonnirt er sich denn auf christliche Zeitschriften und besteht darauf, sie selbst zu bezahlen; wie vergnügt es ihn, wenn diese nun doch die Runde bei den Soldaten machen.

So stands in Malapuram bis in das Empörungsjahr hinein! —

Auf der weitern Reise stieß Hebich mit vielerlei Geistern zusammen, durch Leiden vorbereiteten und erweichten (wie ein herzkranker Ingenieur, der alles aus Gottes Wort dargereichte einfältig annahm; ein krank nach Europa zurückkehrendes Paar, bei welchem sich die frühere Arbeit zu einem Abschluß bringen ließ), aber auch mit gar selbstgerechten und leichtsinnigen. Ein Offizier tritt bei seinem Besuch in die Thüre und fragt: Was bringen Sie Neues? Antwort: „daß es einen Heiland für Sie gibt.“ Er wird böse, ereifert sich, zittert, redet aber freundlich und gibt sich alle Mühe zu zeigen, daß das Wort ihn nicht angegriffen habe; schließlich ladet er zum Mittagessen ein. Ein Lieutenant hat bei sich beschlossen, daß er die Welt genießen will; „welches Ende wählen Sie sich damit?“ Er antwortet kühl: destruction! bleibt aber dem Warner gewogen.

Mit einem schwindsüchtigen Fräulein Poulson in Palghat, welche durch Obrien gläubig geworden war, kann er noch vor ihrem Ende mehrmals reden und beten. Sie sagte: „ich habe mich ganz in meines himmlischen Vaters Willen ergeben, und weiß, daß mir

im Blute des Lamms alle meine Sünden vergeben sind. Daher bin ich glücklich und gehe jetzt zu meinem Heiland." Darauf entschlief sie, 22 Jahre alt (3. Dec.) und Hebich „hatte ein ganzes Fest, an ihrem Grabe über Joh. 5, 24 zu reden, was Joseph in Tamil machte. Ach es ist doch lustig, wenn Kinder Gottes zu ihrem großen König gehen dürfen!"

Eine neue Aussicht gewährte ihm ein Besuch, den Paul aus seiner Heimat mitbrachte. Es waren sein Vater und ein Vetter, die beide Lust bezeugten, Christen zu werden, und nun recht aufmerksam hörten, was der Padre ihnen zu sagen hatte. Hauptsächlich aber legte sich Hebich nun auf die Bazar- und Reisepredigt, da er dann auf den Märkten den Bücherverkauf schwunghaft betrieb und eines Tags sogar ⅓ Thaler heimbrachte (von der ganzen Reise 3 fl. 13 kr. „die größte Summe, die ich je auf einer Reise gelöst habe"). Als er nach Tschittur kam, merkte er den Unterschied zwischen englischem und Radschagebiet: man hört ihn wohl an, verbirgt aber die Feindschaft nicht, und nur der Anstoß, den eine Frau gibt, indem sie ein Evangelium kauft, bewegt zuletzt Etliche aus den niederen Kasten, sich einige Bücher zu verschaffen. Sehr wohl wurde es ihm zu Muthe bei seinen Nayerbekannten in Coduwayur: „Ach wann werden diese lieben Leute von der eisernen Tyrannei des Teufels erlöst werden!" —

Eine neue Station für sein Evangelistenamt ward ihm jetzt auf dem Saukhyakunnu (Wohlfahrtshügel) in der Nähe von Codacal eröffnet, wo ein begeisterter Jünger, der Ingenieur Diron, Hebich mit offenen Armen aufnahm und allen, die an der Eisenbahn arbeiteten, durch lebendige Worte, Büchervertheilung und Anstellung von Christen Gelegenheit zum Seligwerden zu bieten bemüht war. Uebrigens ein raschdurchgreifender Mann, frei von aller Connivenz mit Hinduvorurtheilen und darum eine Plage für eingeborne und europäische Beamte! Wenn er seine Bahnlinie festsetzte und durchs Glas schauend ein altes Tempelchen im Wege stehen sah, konnte er, statt lange zu verhandeln, rufen: right through! (mitten durch) und, wenn Niemand sonst Hand anlegen wollte, wie ein Tagelöhner mit der Spitzart drein hauen. Hindu's wissen dergleichen zu verbeißen; da aber Mapilla's sich vor einem bedrohten, noch so elenden Moscheechen bewaffnet aufstellten, und erklärten, nur über ihre Leiber hin gehe der Weg zu den heiligen Steinwänden, lernte er

mit der Zeit auch den Schwächen der geduldigeren Hindu's mehr Rechnung zu tragen. Vorsicht im Umgang mit den Eingebornen, denen er gleich sein volles Herz entgegentrug, lernte er langsam; er wurde von einem, dem er zur Taufe verhalf und übermäßiges Vertrauen bewies, schändlich betrogen. Dennoch fuhr er fort, mit allem Eifer unter ihnen den Geruch Christi zu verbreiten. Vor einigen Jahren ist der feurige Mann in Orissa zur Ruhe eingegangen, innigst beklagt von den Baptistenbrüdern daselbst, mit denen er, wie mit allen Herzchristen, treue Gemeinschaft gepflogen hatte.

Wie viele Leute wurden dort um Hebich und seine Katechisten versammelt, bald Europäer, bald Heiden und Römer — überallhin nahm ihn Dixon mit und schaffte ihm Gelegenheit, unter empfänglichen Seelen sein Zeugniß anzubringen. Eine wirklich „großartige Zusammenkunft" wurde auf der Außenstation Codacal veranstaltet: „der HErr war unter uns und wir waren so vergnügt wie Spielleute!" Ferner hatte Dixon gerade ein kleines Bethaus fertig gebracht; überaus geschickt kam ihm da sein Padre, um es zu eröffnen. Mit denen, welche er gewonnen glaubte, feierte Hebich daselbst ein seliges Abendmahl (16. Dec.): „habe da ordentlich Geschäfte gemacht, zwei Seelen sind jedenfalls lebendig angefaßt vom HErrn."

Auch in Calicut kam Hebich zeitig genug an, sich bei der Einweihung der neu erbauten Missionskirche (20. Dec.) zu betheiligen. Wie viel Grund fand er doch auf solchen Reisen, dem HErrn zu danken, der in dem bei seiner Landung noch so finstern Malabar nun einen Lichtpunkt um den andern geschaffen hatte.

---

23. Die Sorge um Mangalur.

Die schwerste Erfahrung von allen, welche die Mission bisher gemacht hatte, sollte sie ums Neujahr 1856 treffen. Zuvor schon hatte der Brand des neuen Missionshauses in Udapi (15. December Nachts) aller Augen auf diesen Hauptsitz des Götzenwesens in Kanara gelenkt. Hebich, der den Haß der Brahmanen genugsam kannte, betete sofort inbrünstig für den gefährdeten Außenposten, und warf sich bitter vor, über den eigenen Aufgaben, die Mühen und Nöthen anderer Brüder so oft vergessen zu haben.

Etliche Wochen darauf schickten ihm die älteren Christen jenes Distrikts ein Schreiben, das ihn zur Untersuchung der gravirendsten

Klagen gegen einen hochgeachteten Mitarbeiter herbeirief. Wie vom Blitz getroffen, unterbrach er die Predigt auf den Gassen von Kannanur, die er eben fröhlich betrieben hatte, und eilte hinauf nach Mangalur, Mulki, Udapi, ringend nach Licht und Lebensluft. „Da hatten wir mehr als Arbeit; unsere Herzen wollten uns brechen."

Wir halten uns bei diesen erschütternden Vorfällen nicht auf. Aber das darf nicht unerwähnt bleiben, wie Hebichs tiefe Sündenerkenntniß nie heller ans Licht trat, als bei solchen Veranlassungen. Er versetzte sich so ganz in die Lage des unglücklichen Gefallenen, daß er in ihm nur sich selbst sah, und immer wieder sagte: So stünde es mit mir, wenn Gnade mich nicht hielte. Alles Richten und Strafen hätte er am liebsten unterlassen; Retten und Aufrichten wars, woran ihm Alles lag. Aber daß das nicht möglich sei ohne die vollste Offenbarung im Lichte der Wahrheit, das stand ihm freilich auch so fest, daß er dadurch allein vor übermäßiger Milde in Behandlung von Sündenfällen bewahrt wurde.

Die Generalconferenz der Missionare, welche sich an diese Reise anschloß (20—24. Jan.), war von der tiefsten Selbstdemüthigung durchweht. Ein Jedes erkannte sich als mitschuldig an dem unbemerkten Eindringen des so spät zu Tag getretenen Bannes, und dem ungeheuern Aergerniß, welches damit den Feinden Christi gegeben war. Es wurde mehr geweint und gebetet, als verhandelt und protokollirt.

Nach Entlassung von zwei Missionaren und schwerer Erkrankung eines andern mußte nun Hebich selbst einige Wochen sich der Mangalur-Gemeinde widmen, in welcher durch leichtsinnige Aufnahme von Unbekehrten und Mangel an Zucht viel verfehlt worden war. Einige waren regelmäßige Trinker geworden, auch der Genuß von Opium wollte einreißen; und Hahnengefechten beizuwohnen, schien selbst Christen nicht unziemlich. Da mußte denn tüchtig eingegriffen, scharf vorgegangen werden, namentlich gegen die schlaffen, schläfrigen Aeltesten, während den Suchenden und Redlichen eine aufrichtende Hand geboten wurde. Die Gemeinde fühlte, daß ihr Bestes mit allem Ernst gesucht werde, und ließ sich willig aufhelfen; die Frauen besonders waren so erweicht, daß sie ihren Schmuck auslieferten, um Hebichs Herz zu erfreuen.

Es war das letztemal, daß Hebich in Mangalur den bewährten Freund F. Anderson sah, der die Station seit ihrer Grün-

dung auf treuem Herzen getragen, in so vielen Anfechtungen mitgelitten und mitgekämpft hatte. Jetzt sollte er der mit seinem Leben verwachsenen Provinz den Rücken kehren. Zu großem Troste aber gereichte Hebich der Umstand, daß nun sein 16. N. J. in Mangalur etliche Jahre zubrachte; es war die Zeit und der Ort, da Gompertz sein mildes, allerwärts Leben weckendes und pflegendes Licht am kräftigsten leuchten lassen sollte.

„Da allerhand Uebelstände ans Tageslicht kamen und so gar kein Arbeiter für die Gemeinde da war, wollte mich die Generalconferenz zwei Monate in Mangalur haben; allein darauf konnte ich unmöglich eingehen, indem ich meine Heidenfeste diesmal nothwendig besuchen mußte, besonders da die Feinde das Gerücht ausgesprengt hatten, weil ich letztes Jahr Schläge gekriegt, fürchte ich mich jetzt und werde nicht mehr kommen, wie mirs auch die Obrigkeit verboten habe. Daher mußte ich diesmal auf die Feste, und hätte es mich mein Leben gekostet.“

„So kehrte ich also (6. Febr.) nach Kannanur zurück, wo Mögling indeß für mich vikarirt hatte. Gundert zeigte mir Ihren Brief, worin Sie ihn nach Mangalur sprechen. Das fiel mir sehr schwer; so etwas sollte nicht sein. Doch war ich jetzt so angefüllt von dem Elend in Mangalur, daß ich ihm sagte: wenn du doch fort mußt, dann geh lieber sogleich, damit was ich jetzt an der Gemeinde gethan habe, nicht verloren gehe oder gar zum Schlimmen ausschlage. Ich kann dich nicht länger halten.“

So wurde denn schnell Diez mit seiner Braut, einer englischen Lehrerin am Mädcheninstitut, getraut, um an die Stelle der abziehenden Geschwister in Tschirakal einzutreten (11. Febr.). Dann eilte Hebich auf seine Heidenfeste. „In Payawur waren die Vornehmen so böse, daß sie meine Leute erst gar nicht das Zelt aufschlagen lassen wollten; doch konnte ich sie begütigen. In Taliparambu aber verlief alles so ruhig, daß ich erst jetzt mich wieder frei und freudig fühlte; ich verkaufte da für zwei Rupies Bücher. Während ich früher auf diesen Festen vom Morgen bis in die Nacht alles selbst zu thun hatte, ist es nun dahin gekommen, daß die Katechistenbrüder das Meiste thun, und zwar in so befriedigender Weise, daß ich denken muß, sie könnens besser als ich. Auch die besuchenden Heiden, die erst nur mit mir reden wollten, gehen jetzt

fast vorzugsweise lieber mit meinen Kindern um." Der Druck eines ganzen Jahrs war endlich von ihm gewichen.

Er hielt nun die Zeit für gekommen, in Taliparambu eine englische Schule zu gründen, wozu auch ein einflußreicher Beamter ihm hilfreiche Hand bot. Nach dem mächtigen Fortschritt, welcher für das Unterrichtswesen im ganzen britischen Indien durch die Verordnungen von 1855 eingeleitet war, fühlte Hebich, daß auch er hierin mehr thun müsse: „bis jetzt konnten wir es nicht erzwingen, aber mehr Schulen und bessere Schulen zu haben, muß wirklich unser Augenmerk sein." Tschowa wurde sogleich mit einer ausgestattet. Im November gelang es ihm auch, eine englische Schule für Knanur ins Leben zu rufen, natürlich ohne daß er selbst sich am Lehren betheiligt hätte. Immerhin hatte er — bei verminderten Arbeitskräften — der Station und sich neue Aufgaben und Sorgen zugelegt, sofern die Beschaffung der Lehrer und ihres Gehalts zunächst ihm zur Last fiel. Da bemerkt er einmal: „Je länger je schwerer wird der Kampf, aber wir wollen Alles tragen, wenn nur Er in Gnaden uns noch tragen will."

Obgleich aber die Arbeit auf der Station und den Außenstationen sich so beständig steigerte, wollte er doch seine Rundreise im Monsun nicht dran geben, sondern überließ es Diez, sich etliche Monate allein durchzuschlagen, während er wieder — zum letztenmal — den alten und neuen Seelen in der Ferne nachgieng. Vom 15. Mai bis 9. August trieb er sich auf all den schon öfters genannten Punkten um, von denen er dießmal nur Bangalur bei Seite ließ. Zuerst eilte er ins Kurgland, wo er den alternden Junggesellen Mögling (21. Mai) mit Weigle's Wittwe zu trauen hatte. Dann arbeitete er rüstig in Irodu unter seinem 39. Regiment. Den guten Oberst desselben fand er freilich nicht mehr vor. Derselbe war versetzt worden, da denn die Offiziere, statt eines großen Essens ihm eine große Bibel zum Abschied gaben, „woran er noch lange zu essen haben wird". Sie hatten seither wechselnde Geschicke gehabt: ein junger Offizier W. war gewonnen worden und stand in der ersten Liebe; auch ein in der Tamil-Literatur belesener Sipahi-Korporal hatte sich bekehrt, und eine alte Eingeborne war von Dobbie auf dem Todtenbett getauft worden. Letzterer ließ es sich besonders angelegen sein, kanaresische Bibeln in der Umgegend zu verkaufen, eine Aussaat auf Hoffnung. Uebrigens hörte der

Zudrang zu der Gemeinde seit dem Abgang des Obersten allmählich auf. Einen der Bekehrten hatte Macm. als er ins Pandschab versetzt wurde, mit sich nach Bengalen genommen, in der Absicht, ihn so weit auszubilden, daß er der Katechist des Regiments würde. Mit dem Anfang des nächsten Jahrs sollte dasselbe nach Barma übersiedeln; so bemühte sich Hebich seinen letzten Besuch so anregend, als er nur konnte, zu machen und die theuren Seelen noch fester zu gründen.

Auf den vier Gesundheitsstationen der Nilagiri war dießmal mehr zu thun als je; und die Thüren öffneten sich vor Hebich immer weiter. Der augenkranke S. vom „eigenen Regiment", und der vieljährige Mitkämpfer in Kannanur, der zuverlässige Major Y. waren nun beisammen in Ottakamond und hatten den Plan gefaßt, dort eine Kapelle zu baueu, namentlich damit für Hebichs Besuche die ewige Jagd nach einem Predigtsaal endlich abgeschnitten sei, während auch den Missionaren von allerhand Kirchen, die je und je auf den Bergen Erholung suchen, Gelegenheit geboten wäre, ihre Gaben nutzbar zu machen. Der Gedanke wurde ausgeführt, wenn auch nicht so schnell, daß Hebich dießmal in der „Zionskapelle", so sollte das Gotteshaus heißen, hätte predigen können. Dennoch durfte er sie noch vor dem Schluß des Jahres eröffnen.

Eine Bekehrung in Cunnur verursachte im Juli 1856 große Verwunderung. Eine anglikanische Freundin führte nämlich Hebich bei einer wohlgesinnten Dame ein, der Gattin eines Artillerieoffiziers J., der als guter Schütze, leidenschaftlicher Spieler 2c. einen etwas unheimlichen Ruf sich erworben hatte. Derselbe sah sich schon lange her als ausgeschlossen von aller Gnade an und mochte daher von Religion nicht sprechen hören. Doch als er schon aufgestanden war, um sich von Hebich loszumachen, besann er sich eines Bessern, dieweil es ja doch nichts schaden könne, den absonderlichen Menschen seine Künste etwas versuchen zu lassen. Er nahm dessen Verkündigung so zu Herzen, daß seine Sinnesänderung bald ruchbar wurde, und er zur Freude der Christen sogar seiner Gattin vorauseilte, auf lautere Gnade als sein einziges Rettungsmittel lossteuernd.

Er schrieb darüber (August): „Drei Tage, nachdem Sie abgegangen waren, konnte ich nur denken, denken, denken; zwang mich, Jesum nicht aus den Augen zu verlieren; betete und dachte

immer wieder, bis ich ganz müde wurde. Es war ein mühseliges Berganſteigen, denn alle möglichen Einfälle brachen hervor und machten mich lachen, bis ich mich wieder zu ernſterem Meditiren zuſammennahm. Im Grunde glaubte ich noch immer nicht, hielt aber meinen Gang ein, weil ich einmal verſprochen hatte, glauben zu wollen, und auf dieſes Verſprechen das h. Abendmahl empfangen hatte. Am Abend des dritten Tages gieng ich auf meiner Veranda auf und ab, während der Teufel mir zuredete, lieber zu ſchlafen, da ich erſchöpft ſei; nein, hieß es wieder, lieber fortmachen bis ich umfalle! — Aber iſt am Ende Religion nicht eine bloße Einbildung, die in Schwärmerei ausläuft? Wie leicht auch packt der Menſch einen Schatten und meint, er habe das Weſen? Betrüge ich vielleicht mich ſelbſt? Jedoch — was kann es ſchaden, zu Jeſu zu gehen, daß der mich lehre? Wiederum, tönte es, was hilft dich Jeſus, wenn du nicht an ihn glaubſt? Iſts doch bloßes Lippenwerk, wenn du ſagſt: ich glaube an ihn! — Ach Gott, rief ich endlich aus, wie ſchaff ichs, daß ich ſelig werde? — Mit Furcht und Zittern, mußte ich mir unwillkührlich ſelbſt erwiedern; und dann wars, als ob nicht ich das geſagt hätte. — Etwas kam über mich und ich lachte vor Freude. Plötzlich fürchtete ich, dieſe Freude könnte ſich wieder verlieren; ich fragte mich ſelbſt, ob ich nicht etwa fiebre, und legte mich zu Bett, dann war mirs, als ſterbe ich. Auf einmal trat mirs klar vor die Seele: der Allmächtige ſelbſt iſt bei mir, Er kommt herab zu einem ſolchen Wurm und verſichert mich, daß ein Gott ſei, daß ſein Geiſt mit meinem Geiſt verkehren wolle. Ich kann das nicht beſchreiben; wenn ich auch die ganze engliſche Sprache erſchöpfte, ſie würde die weſenhafte Wirklichkeit der Thatſache nicht erreichen. Kein Beweis im Bereich des Menſchenverſtandes vermöchte mich je zu überzeugen, daß das Täuſchung war. Am Morgen ſagte ichs meiner Frau, bald auch dem mir bis dahin völlig fremden Br. St., dann dem Oberſt W. Weil aber dieſe wenig daraus machten, wurde ich kühler, ſprach weniger und dachte um ſo mehr. Seither iſt nun Jeſus ſo gut gegen mich, daß wenn ich um etwas bitte, er ſelbſt mich auf weiteres Bitten leitet; wenn ich kalt anfange, er das Gebet wärmer macht und dann mich erhört, Schritt für Schrit in allen Stücken, ſo freundlich, ſo zart! Das im Einzelnen zu ſchildern, würde einen Band füllen. Meine große Furcht iſt, daß ich nicht rückfällig werde. Gewiß iſt mir, daß meine Frau

sich dem Heiland zu eigen gegeben hat. Gott segne Sie, und wenn ich Sie nie mehr auf Erden sehe, so weiß ich, wo ich Sie treffen werde. Alle Tage meines Lebens werde ich Cunnur's mit Dank und Freude gedenken. Ach beten Sie für mich armen schwachen Menschen, der nur sicher ist, wenn er sich auf Jesum stützt."

J. war wirklich ein Wunder geworden für alle, die ihn gekannt hatten, daher dieser Vorfall bei den Erweckten einen großen Eifer hervorrief, welchen ein unter ihnen weilender schottischer Prediger noch weiter anblasen half. Mörike erkannte zwar schon die Gefahr, welche dem Offizier drohe, daher er ihn von den Erfahrungen der eigenen Seele abzusehen und nur aufs Wort zu bauen ermahnte, ohne damit viel auszurichten. Später allein gestellt, verfiel der arme Mann wieder ins Trinken, beneidete erst seine Gattin um ihren steten Frieden, wurde aber endlich hartschlägig und ärgerte sich an Hebichs strafenden Briefen. Nachdem er weit abgewichen, fand er sich doch zuletzt wieder so weit zurecht, daß er (1862) im Glauben an den, der die Sünder gerecht macht, entschlafen durfte.

Aehnliche durchschlagende Erfolge wurden auf den andern Gesundheitsplätzen der Gebirge erzielt, worauf Hebich ins Niederland herabstieg, in Palghat, Saukhya kunnu und Malapuram seine Geschäfte ausrichtete, am ersten Ort auch eine Schule eröffnete, und fröhlich nach seinem Kannanur zurückkehrte.

---

24. Zwei neue Mitarbeiter.

In Kannanur hatte indeß der allein gelassene Diez die Masse der Arbeit mit Mühe bewältigt und sich sehr nach Hebichs Rückkehr gesehnt, indem, wie er klagte, die Engländer von der Kirche wegbleiben und auf den Außenstationen kaum gehörig nachgesehen werden könne. Doch ließ es sich jetzt zu einer Vermehrung der Arbeiterzahl an.

Jacob Ramawarma nämlich war auf der letzten Generalconferenz examinirt und der Kommittee zur Ordination empfohlen worden, worauf er sich nach Kannanur begeben und besonders der Schulen angenommen hatte. Sobald die Erlaubniß zu seiner Ordination eingelaufen war, setzte Hebich den Tag für dieselbe an, der zugleich ein erstes Missionsfest für Malabar werden sollte.

Am 3. September 1856 füllte sich die Kirche mit allerlei Leu-

ten, darunter auch hochgestellten Eingeladenen. Der Oberst der Bergschotten, dem Hebich zu diesem Behuf seine Aufwartung machte, sagte ihm: Ich weiß, was sie wollen, Sie möchten meine Soldaten in Ihre Kapelle kriegen. — Nein, war die Antwort, diese lasse ich für sich selbst sorgen; ich möchte Sie einladen. — Zu was? Geben Sie Champagner oder nur gutes Bier? Was krieg ich? — Bei mir gibts nur für die Ohren etwas; dennoch lade ich Sie ein, es wird Sie nicht reuen. — Der Oberst versprach nichts, kam aber doch. Noch ein anderer Oberst, der wohlwollende C. fand sich ein; ebenso der Brigadier P. Thompson, ein frommer Plymouthbruder, der aus dem 39 N. J. hervorgewachsen war und schon darum an Hebich ein besonderes Interesse hatte. Außerdem viele andere Christen von fern und nah, während die Veranda sich mit Heiden, Katholiken und Muselmanen füllte, bis im Ganzen wohl 800 Personen beisammen waren. Nachdem schon der Gottesdienst begonnen hatte, lärmte auch noch der Palankin des Radscha von Tschirakal heran, dessen goldverbrämtes rothes Seidenkleid aller Augen auf sich zog, als Hebich ihn an seinen Ehrensitz in der Kapelle führte. Der gute Philosoph war am 3. Februar 1851 durch den Tod seines Oheims erster Radscha geworden und hatte den feinen Königssohn von Kotschin, obgleich dieser Christ geworden war, immer lieb gehabt. Etwas verlegen saß er da und besah sich die gemischte Versammlung, die er durch sein — den reichen Hindu bezeichnendes — Aufstoßen wiederholt etwas störte.

Hebich warf zunächst einen Rückblick auf die 22 Jahre der Missionsarbeit auf dieser Küste und auf die Früchte, die sie bis jetzt gezeigt habe. Schon stehe in Mangalur ein bekehrter Brahmahne im Predigtamt, ein anderer Hindu bereite sich in Basel darauf vor; hier empfange es ein Bruder, der nun 13 Jahre als Katechist gedient habe. Es lasse sich also dazu an, daß die Zukunft des Werkes gesichert werde durch den Eintritt der Bekehrten in den Dienst des seligen Evangeliums, das wir verkündigen. Daß Jesus der Herr sei über alles, müssen alle Anwesenden noch einmal bekennen zur Ehre des Vaters, ob gern oder ungern. „Hörets alle, auch du, der du dich so hartnäckig weigerst, Ihr müßt noch vor Ihm knieen und Herr Herr zu ihm sagen ꝛc. Jetzt scheint noch alle Welt gar gleichgiltig gegen das unaussprechlich große Heil, das Christus durch sein blutiges Leiden ihr erworben. Aber

schon deuten kleine Zeichen an, daß das anders werden muß. Schon müssen alle diese heidnischen Stämme A. D. 1856 schreiben. Anno Domini aber bedeutet die Zeit, die vergangen ist, seit unser Herr auf Erden kam, sein Heil herabzubringen. Vor dieser Thatsache sollten wir stille stehen und uns fragen: Hab ich das Heil vom Himmel angenommen? Bin ich erlöst? Und dann: Was habe ich für Jesum gethan? Was für die Heiligung seines Namens, für das Kommen seines Reiches? Wie viel bete, thue, leide ich für Seine heilige Reichssache? Unter diesen zwei Fragen kommen wir nicht durch ohne starke Demüthigung ꝛc. Soll ich von mir selbst reden, so schäme ich mich eben. Wie viel ist doch da noch Welt, wie viele schlechte, abscheuliche Gedanken auch noch in den besten Christen! Wie sollten wir erschrecken, wenn wir von dem Fluche hören für Alle, die Ihn nicht lieben. Doch schickt Er diese sündigen Knechte aus, ihre Brüder einzuladen: Laßt euch versöhnen mit Gott. Daher habe ich Muth, euch alle einzuladen, einem Jeden es aufs Neue zu sagen: Komm herzu, versuche, was Seine Liebe vermag ꝛc. Und ihr, die ihr Christen heißt, gedenket eurer Taufe: ein Jeder ist getauft (hier trommelte der nervöse Brigadier auf die Armlehne seines Stuhls) mit dem Gelübde, dem Teufel und der Welt abzusagen. Erfüllet endlich einmal euer Versprechen ꝛc. Und wenn ihr soviel für euch selbst zu sorgen, zu arbeiten und zu leiden habt, bedenket doch, wie wenig ihr für Sein Reich gethan, wie viel ihr schon zerstreuet und Aergerniß gegeben habt, und fanget an, mit heiligem Wandel, durch fortgesetzte Buße, durch brünstiges Gebet, durch fröhliches Aufthun der Hand mit dem Herrn zu sammeln und für die Ewigkeit zu leben. Rüstet euch, Rechenschaft abzulegen von eurem Haushalten, und bedenket, welche Verdammniß es für uns Weiße wäre, zu finden, daß ein Schwarzer, wie dieser da, uns zuvorgekommen ist! ꝛc."

Nachdem Jakob seine Lebensgeschichte — mit passenden Nutzanwendungen — erzählt hatte, ordinirte ihn Hebich nach dem Formular der würtembergischen Kirche; worauf die Zeugen — unter Handauflegung — noch ihre besonderen Segenswünsche sprachen. Mit Gebet und Gesang wurde geschlossen, worauf die Missionare ihren neuen Mitarbeiter küßten.

Der Brigadier war sehr gerührt, wenn er auch bei der Verlesung der Aufgabe, die dem Diener des Worts gestellt ist, wieder

einmal getrommelt hatte. Als Hebich dem Oberst für die unerwartete Ehre seines Besuchs dankte, äußerte dieser: Sie sagten ja, es haben noch Zwei reden sollen; wo sind denn die? Hebich zeigte ihm die zwei Missionare und meinte, drei Stunden seien doch genug für einen Theil der Hörer; der Offizier aber brummte: laß sie auf die Kanzel gehen und weiter machen! — Der Radscha suchte die Eindrücke abzuschütteln: alle Religionen kommen doch am Ende aufs Gleiche hinaus. Da seine Begleiter zum Gehen drängten, entschuldigte er sich lächelnd: weil heute der vierte Mondstag sei, müsse er nach Hause eilen, indem er ja nach Aufgang des Mondes nicht im Freien weilen dürfe; drückte Jakob die Hand, wünschte ihm Glück zu seinem Ehrentage und schied, seine Verunreinigung im Teiche abzuwaschen und sich in seinen finsteren Palast zu vergraben.

Ein Kapitän Taylor, der für den oftgenannten Freund Y. die einflußreiche Stelle des Brigademajors versah, war so befriedigt von dem Fest, daß er noch am Abend seine erste Gabe sandte: es habe ihn sehr gedemüthigt, sich sagen zu müssen, wie er für die Ausbreitung von Christi Reich noch so wenig beigetragen habe. Hebich blies diesen ersten Funken mit solchem Erfolg an, daß er bald den Offizier und seine Gattin für gewonnen achten durfte. Schon im Juni 1858 starb dieser Bruder, nachdem er kurz zuvor Hebich geschrieben hatte: Wir sind zwar noch schwache Kindlein, aber entschlossen, am Fuß des Kreuzes auszuharren bis ans Ende.

Jakobs Aufgabe bestand nunmehr darin, die Kannanur-Christen zu überwachen und zu berathen, auch die sonntägliche Katechese und andere Gottesdienste zu übernehmen, ja selbst englisch zu predigen. Doch war sein hauptsächliches Augenmerk auf die fünf Schulen gerichtet, die er in zusehends bessere Aufnahme brachte; und von einer derselben sollte er noch eine lebendige Frucht sehen, ehe sein kurzer Amtslauf zu Ende gieng.

Nachdem Hebich am 14. September 14 Personen getauft hatte, die zum Theil schon länger in der Vorhalle gestanden waren, gab er sich sehr viel Mühe, etliche Excommunicirte, die Buße thaten, fürs Abendmahl vorzubereiten. Einer tiefgefallenen Mangalur-Christin, die er in besondere Behandlung genommen hatte, that damals der HErr das Herz auf. Hebich schrieb darüber: „An den neuen Seelen, die getauft wurden, wie an den meisten von denen, die so lang draußen (vor der Kirchthüre) saßen, hat der HErr eine große Gnade gethan. Der M. Buße war schrecklich anzusehen und herzbrechend; es ist kein Zweifel: Er hat sich ihrer erbarmt. Dem HErrn gebührt die Ehre; Er ist ein großer und gnädiger Gott, wer ist ihm gleich in seiner Barmherzigkeit! Es ist etwas über alle Maßen schönes, den HErrn der Herrlichkeit in solchen Sündern einkehren zu sehen. Ihm ist keines zu schlecht; o wie gut, wie freundlich und heilig ist der Sünderfreund! Ich meine,

sie könnte nun wieder mit ihrem Manne leben, berathet euch, was zu thun ist, ich bin erbötig auf irgend eine Weise mitzuhelfen. Auch der Brigadier mit seiner Frau war zum erstenmal bei unserm Abendmahl (24. September), und sonst ist noch manches Dankens werthe vorgekommen."

Nachdem am 25. Oktober der längstersehnte neue Mitarbeiter J. Strobel gelandet war, der nun freilich erst die Sprache erlernen mußte, jedoch in der englischen Schule bereits eine Lektion übernehmen konnte, trieb es Hebich, wieder nach Palghat zu gehen (26. Oktober bis 12. Dezember), um dort herum auf allen Märkten zu predigen. Damit verband er einen kurzen Besuch in Ottakamund, wo er erst an einem eisigen Morgen sich von Freund Y. auf den höchsten Gipfel Südindiens, den Snowdon oder Doddabetta, führen ließ und dann (3. Dezember) die Zionskapelle eröffnete, welche die Freunde für ihn gebaut hatten. Von Palghat brachte er seinen unzertrennlichen Begleiter Joseph so schwach zurück, daß er schon meinte, es werde dessen letzte Reise gewesen sein; es war aber ein anderer Gehilfe, dessen Lebensfaden nun rasch abgeschitten werden sollte.

Jakob hatte sich bei den Jünglingen der englischen Schule ordentlich verhaßt gemacht, weil er den biblischen Unterricht so treulich besorgte; sie meinten, zum Lernen seien sie da, und nicht, sich das Gewissen wecken zu lassen. Einer aber, aus einer wohlhäbigen Tijer-Familie, schlug in sich und schämte sich seines Hasses; zugleich wurde einem Nayer-Jüngling von Tschirakal, dem Jakob schon länger nachgegangen war, das Herz erweicht. Am 27. Dezember kamen beide ins Missionshaus, frisch entschlossen, Christum offen zu bekennen; es war für Hebich eine große Freude, sie aufzunehmen und ihnen die Haarlocken abzuschneiden. Einen unauslöschlichen Eindruck aber machte es auf den gefühlvollen Rekruten Strobel, wie nun die Mutter des Nayers kam, diesen anflehte, beschwor und bedrohte, sich auf den Boden warf und den Kopf gegen Steine stieß, während der Sohn gegen allen Sturm der Herzensgefühle mit dem Worte Stand hielt: Ich kann doch den HErrn nicht verlassen!

Noch weitere große Aufgaben fielen an demselben Tage mit Centnerlast auf die Missionare; von ihnen muß besonders gehandelt werden. Auch an ihnen trug Jakob noch mit. Doch im Januar 1857 wurde er unvorsichtiger Weise zu einem Pockenkranken geschickt (nicht von Hebich, der das geheime Grauen des zarten Menschen vor dieser schrecklichen Seuche kannte); er besorgte den Auftrag treulich, wurde aber durch die Ausdünstung angesteckt. Vom Anfang an äußerte er: „ich komme wohl nicht durch diese Krankheit, bin aber bereit zu gehen oder zu bleiben; ich freue mich auf die selige Ewigkeit." Am 11. Februar entschlief er unter der treuen Pflege seiner unzertrennlichen Gattin. „Ach," schrieb einer seiner Freunde, „möge

Gott die arme Wittwe trösten, denn wie haben die einander so lieb gehabt, ganz wie ein Taubenpärchen." Alles vereinte sich, ihm die letzte Ehre anzuthun, auch die Offiziere, die den Leichenwagen des Cantonments anboten und ihm auf den Gottesacker folgten.

Für Hebich war es ein überaus empfindlicher Schlag: „Ein Schatz ist mir verloren gegangen, den ich Andern schwer begreiflich machen kann; denn diese 14—15 Jahre her war er ja mein Mund in Kannanur, auf den Heidenfesten, da er immer hart zu meiner Rechten stand, und im Lande herum; und ich habe mit dankbarem Herzen wahrnehmen dürfen, daß der l. Ramawarma seit seiner Ordination noch viel ernster und gesalzener wurde in seinen Ermahnungen. Dem HErrn der Herrlichkeit sei Dank und Anbetung für Alles, was er an und durch meinen l. Jakob gethan hat. Amen."

Man mißte diese freundliche und friedliche Erscheinung allenthalben; Jakob war, so klein er aussah, in mancher Beziehung eine Ergänzung Hebichs gewesen, mildernd, mäßigend, dem Frieden zusteuernd, der Stetigkeit und Methode in der Gemeindeleitung ergeben, und darum dem richtigen Fortschritt bei aller Schmiegsamkeit sehr förderlich.

Die beiden Jünglinge aber, die er noch hatte gewinnen dürfen, wurden am Karfreitag getauft, und später (September) der neuen Katechistenschule in Talatscheri zur Ausbildung anvertraut. In dem Nayer Jakob Tschammentscheri hat der sel. Jakob Ramawarma einen Ersatzmann hinterlassen, der emsig fortwirkt, während der gleichaltrige Samuel schon 1861 zu seiner Ruhe eingieng.

Eigenthümlicherweise begab sichs, daß der Radscha, der an Jakobs Ehrentage freundlich theilgenommen hatte, ihm an derselben Krankheit schnell im Tode nachfolgte. Er hat in den drei Tagen seines Siechthums Zuckerwasser auf den Straßen austheilen lassen, was ihn täglich 90 Rupies gekostet haben soll, ohne daß sich das Verhängniß ändern ließ; und weil an den Pocken gestorben, wurde seinem Leichnam die übliche Verbrennung unter Böllerschüssen nicht zu Theil. Nachher sagte man sich, sein Bruder habe den brahmanischen Koch des Verstorbenen bestochen, um ihn bei dieser Gelegenheit aus dem Wege zu schaffen, und dem gewissenlosen Nachfolger selbst, der schon nach anderthalb Jahren starb, soll es nicht besser ergangen sein. Die treue Geduldsarbeit Jakobs und Hebichs war an diesem armen Königshause wirkungslos geblieben.

Zunächst erhielt Hebich zur Aushilfe einen weiteren jungen Missionar, den er am Ostertag traute; doch blieb es ein bloßer Versuch, der für Jakob keinen Ersatz schaffte und schon nach einem Jahre zu Ende gieng, da das kränkelnde Paar in die heiße, durch ein besonderes Ereigniß fast fieberisch gesteigerte Arbeitssphäre der Station nicht hereinpaßte.

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

20. Der zweite Brand.

Es war ein bewegtes Treiben in Kannanur ums Neujahr 1855, da Missionsfamilien von nah und fern mit ihren Kindern sich sammelten, um letztere nach Europa zu schicken. Die Frage, wo die Missionskinder erzogen werden sollten, war dahin entschieden worden, daß in Basel selbst ein Kinderhaus sie aufzunehmen habe; ihrer 23 hatten das festgesetzte Alter und sollten nun mit zwei erholungsbedürftigen Missionsfamilien und einer Wittwe sich einschiffen. Am 7. Januar, als eben Hebich seine Predigt geschlossen hatte, kam das bestimmte Schiff von Bombay und Mangalur her angefahren, und am nächsten Morgen setzte sich die junge Schaar mit den Eltern in Bewegung. Natürlich auch Hebich mit seinem Joseph, der ihm die große Bibel und ein Pack Traktate trug. Denn dieses war jener Owen Glendower, den sein alter Freund Pare kommandirte (Miss. Mag. 1868, S. 494), ein Schiff, das jährlich zweimal in Kannanur einen Tag vor Anker lag. Wie einladend für einen Evangelisten! Mit einigen der Kleinen setzte er sich ins Boot und vertrieb ihnen durch Scherze und herzliche Ansprache die Beklommenheit; andere jauchzten hoch, wenn ihr Boot dem des Papa Hebich vorausschoß: „ah“, hieß es, „wir gewinnen's ihm ab!“ Am Schiff angelangt, hatten sich die Eltern mit der Einrichtung der Kinder zu befassen, etliche auch schon mit Trösten und Thränentrocknen. Hebich aber hatte indessen den Kapitän und seine Mannschaft begrüßt, darunter den einen entschieden frommen Matrosen, der noch im Alter auf der See ausharrte, nur um die gäng und gäbe Rede zu widerlegen, als könne man im Vorkastell nicht Gott dienen. Dann giengs in den Salon hinab, wo bald die Passagiere nach einander fest gepackt waren: jener christliche Major, der sich nach wohl verbrachter Dienstzeit ins Privatleben zurückzieht und herzlich Antheil nimmt an jedem Gotteswerk; dann die Erholungsbedürftigen und Kranken; auch der Brigadier von Kannanur selbst, dem die Kanonen des Forts einen Gruß nachsenden, und Leute aus aller Welt. Jedem wird wenigstens etwas